

Besprechungen

Deutsche Zeitromane

Heinrich Mann, *Der Kopf*. Roman. 8°
(637 S.) Wien 1925, Paul Zsolnay. M 7.50

In drei Romanen hält Heinrich Mann Gericht über das Deutschland des Kaiserreichs. „Der Untertan“, bei Kriegsausbruch dem Zensurverbot verfallen, ist der Roman des Bürgertums; während des Kriegs erschienen „Die Armen“, der Roman des Proletariats. Mit dem „Kopf“, dem Roman der Führer, beschließt H. Mann die Trilogie, die er jetzt unter dem Titel zusammenfaßt: „Das Kaiserreich. Die Romane der deutschen Gesellschaft im Zeitalter Wilhelms II.“

Wilhelm II. erscheint stark karikiert, doch ist er eine der Nebenfiguren. Die Helden des Romans sind zwei Jugendfreunde, deren Schicksal bis zur Mitte des Weltkriegs den Kern des Romans bildet. Zwei Menschen, die, grundverschieden, einander lieben und hassen; die, unlöslich miteinander verbunden, sich ergänzen und zerstören. Offenbar sollen diese beiden, der pazifistische Idealist Terra, Sohn eines Großkaufmanns, und Mangolf, der streberische Chaubvint aus kleinbürgerlicher Familie, die zwei wesentlichen Geistesrichtungen der führenden Klasse symbolisieren. Terra, der das reiche Vaterhaus aufgibt, um einer schönen, sittenlosen Frau zu folgen, beginnt als Armenanwalt, ist dann Syndikus und schließlich Generaldirektor der Schwerindustrie. Sein Plan ist, die Macht der Großindustrie, die auf einen Krieg hindrängt, von innen heraus zu zerstören. Er schlägt dem Kanzler als Mittel zur Verhinderung des Krieges das Staatsmonopol für Kohle und Erz vor. Kanzler ist Graf Lannas, ein Schöngestir und routinierter Politiker, dessen Hauptverdienst in der Überwachung des „schwachen, aber aufgepöbelten und überreizten“ Kaisers besteht. Politische Ziele und Grundsätze hat Lannas nicht. Wohl aber sein Staatssekretär Mangolf, der als Schwiegersohn des Schwerindustriellen Knack diese Stellung erklommen hat. Er arbeitet bewußt auf seinen Krieg hin. Er bekommt auch die Verantwortung für den Krieg zu tragen; nach Ausbruch des Krieges wird er Kanzler, der erste bürgerliche Kanzler. Aber da er sich für den uneingeschränkten U-Boot-Krieg entscheiden soll, bricht er zusammen. Wie in allen Schicksalsaugenblicken stellt sich jetzt sein Gegenspieler Terra ein. Auch er hat am Sinn seines Lebens verzweifelt. Dem poli-

tischen Zusammenbruch, dem Wirren des Familienlebens parallel gehen, entziehen sich beide durch gemeinsamen Selbstmord. Der vollständige Bankrott steht also am Ende der wilhelminischen Trilogie, ein Bankrott, herbeigeführt durch politische Ziellosigkeit der einen, durch zynischen Macht- und Geldhunger der andern, der auch vor Entfesselung des Krieges nicht zurückbebt, durch das Fehlen einer im Geist verankerten Sittlichkeit bei allen.

Wie Terra und Mangolf sind viele Gestalten und Begebenheiten des Romans freie Schöpfungen der Phantasie, in vielem aber ist der „Kopf“ ein Schlüsselroman. Die Konferenz von Algeiras und die Kaiserzusammenkunft von Björkö, das englische Kaiserinterview und den Pantherprung nach Agadir sieht man hinter durchsichtigem Schleier. Auch viele Personen der deutschen Politik von 1890 bis 1915 erscheinen in Porträt-Ähnlichkeit unter fremdem Namen. Kanzler Lannas ist bis auf die Gräbchen und den durch die Mitte gezogenen Scheitel Bülow nachgebildet. Da tritt ein härtebeißiger, intrigantischer Großadmiral auf, der keine U-Boote baut und Akten entwendet; der Kanonenkönig Knack; die vollbärtigen unmanierlichen Männer des Flottenvereins; der wahnsinnige Kanzleidämon, der Ministerialdirektor Gubig-Holstein; auch ein Feldmarschall, der fragt: „Was hat er für Schmerzen?“ als der Kanzler im Hauptquartier gemeldet wird.

Das Ganze ist eine grimmige Ablehnung der „wilhelminischen Ära“, eine Ablehnung, die nicht erst dem äußeren Zusammenbruch folgte. Heinrich Mann ist in Schilderung und Beurteilung nicht immer gerecht; er will nur das Brutale, Uneheliche, Zerrissene sehen und übertreibt vorhandene Züge ins Groteske. Ueberdies fehlt ihm selbst ein fester Maßstab, an dem er ethische und religiöse Erscheinungen messen könnte. So fehlt seinem herzlosen, wenn auch oft treffenden Spott alles Positive, Versöhnende, in bessere Zukunft Weisende.

Ist die Lektüre aus diesem Grunde auch für den, der nicht mit unbedingter Bewunderung auf die deutsche Vorkriegszeit zurückblickt, nicht erquicklich, so wird dieser Eindruck durch die Darstellungsweise noch gesteigert. „Wild und zugleich gehemmt“ nennt sie ein Kritiker mit Recht. In ruheloser Heße geht es voran, und doch kommt man nicht in freifliegenden Schwung, sondern wird in ständigem Rücken vorangezerrt und -gestoßen. Ein Buch zum

mühelosen Genießen ist dieser Roman nicht, aber vielleicht eben deshalb ein wertvolles Beispiel für die Epik, die durch Impressionismus und Expressionismus hindurchgegangen ist.

Frank Thieß, *Der Leibhaftige*. 8° (570 S.) Stuttgart 1924, J. Engelhorn's Nachf. Geb. M 10.50.

Wenn man mit der Erinnerung an „Die Verdammten“ und „Angelika ten Swaart“ an den letzten Roman von Frank Thieß herantritt, wird man sich enttäuscht fühlen. Nicht als ob der Roman langweilig wäre; im Gegenteil, er ist spannend vom Anfang bis zum Ende. Aber man wird die beseelte Kunst der früheren Dichtungen vermissen. Darauf läßt sich nun freilich sagen, das liege am Gegenstand: Wenn das herzlose Treiben einer entfesselten Zeit geschildert werden soll, dann biete sich keine Möglichkeit, in seelische Tiefen und Höhen zu dringen.

Man könnte erst denken, mit dem „Leibhaftigen“ sei Caspar Müller gemeint, die intelligente, aber sittlich haltlose Hauptperson des Romans als Verkörperung des Zeitgeistes. Aber der Titel ist dämonischer gedacht. Der Leibhaftige ist der Gottseibeiuens, dessen Schatten alles Gute erstickend, alles Böse weckend in diese Zeit fällt. Obgleich Thieß verschiedene Male der Versuchung erliegt, nach unheimlichen, ins Jenseits weisenden Effekten zu greifen, besteht für ihn das Teuflische doch darin, daß alle häßlichen, bösen Triebe bis zur Naturwidrigkeit von den Zeitumständen entfesselt werden.

Caspar Müller ist der Sohn eines Gymnasiallehrers, eines nicht unsympathischen, aber etwas spießhaften Mannes. Nach verschiedenen Anläufen in Universitätsstudien geht der junge Mann zum Verdruss des Vaters zum Theater. Dank der Gunst einer einflussreichen Schauspielerin gelangen ihm die ersten Schritte; aber er sieht bald ein, daß ihm das Zeug zum großen Bühnenkünstler fehlt. Frauen einfluß verschafft ihm einen Journalistenposten an einer großen Tageszeitung, den er durch die Nachsucht derselben Frau auch wieder verliert. Nun gelingt es ihm, durch eine Scheinehe den Direktorenposten einer großen Schieberfirma zu ergattern. Unter dem Schein der Harmlosigkeit und völkischer Betriebsamkeit werden Waffen an russische und deutsche Kommunisten geliefert. Die Sache wird entdeckt, der Direktor entgeht im letzten Augenblick durch Flucht der Verhaftung. Als Arbeiter in einem Kaliwerk fristet er unter kommunistischem Schutz sein Leben. Von der Polizei aufgespürt, soll er unter falschem Namen nach

Rußland verschwinden. Auf der Durchreise durch Berlin kommt er mit dem großen Untermehmen Adam Rindfleisch in Berührung und läßt sich von dieser Industrialisierung des Geschlechtstriebes anwerben. Damit verschwindet der goldblonde, gutgewachsene Caspar aus dem Gesichtsfeld des Lesers.

Diese Entwicklung Caspar Müllers gibt dem Dichter Gelegenheit, in alle Schatten der Inflationszeit einzudringen. Nichts fehlt: die entnervende wirtschaftliche Unsicherheit, politische Siedehige und politische Charakterlosigkeit, Überspannung der Leibeskultur in Sport und Ausschweifung, religiöser und ökonomistischer Irrwahn. Neben diesem neuen Typ, „der von keiner Moral gehemmt, aber von jedem Winde beflügelt“ wird, steht als erfreulicher Gegensatz die Geschichte Büchtings, der seiner Studentenliebe treu bleibt und ein arbeitames, idyllisch gezeichnetes Familienleben führt.

Daisy, dies unheimlich verdorbene Kind des unermesslich reichen Rüstlings Kubalski, warnt den erlebnishungrigen jungen Menschen: „Kommen Sie nie wieder in dieses Haus. Diese Atmosphäre ist von Gift geschwängert. Wenn die Sonne drüben hinter dem See untergeht, ist es mir, als fiele der Schatten des Teufels groß und kalt in diese Räume. Ich sehe den Teufel nicht, aber seinen Schatten sehe ich, und in diesem Schatten leben wir, in dem Schatten des Teufels gedeihen wir.“ — So wird man auch den unreifen Leser vor diesem Teufelsbuch warnen müssen; reifen Menschen, zumal solchen, die andern Führer und Ärzte sein sollen, hat der Roman manch wertvollen Aufschluß zu geben.

Knechte der Klugheit. Roman von Franz Michel Willam. 8° (288 S.) Freiburg i. Br. 1924, Herder. Geb. M 4.20.

In viel kleineren Rahmen als Frank Thieß spannt Willam dies Sittenbild der Inflationszeit, und doch ergreift er mehr. Der Kühle und Glätte des flüssig erzählten, spannenden Romans steht hier Wärme, herzliche Teilnahme in Mitleid und Humor gegenüber. Dort das komplizierte Werk modernster Zivilisation, hier die primitiven Verhältnisse des Bauerntums, die rein stofflich schon durch die einfache Anschaulichkeit größere ästhetische Wirkung haben. Dazu kommt der verschiedene Ausklang in ethischer Beziehung. Bei Thieß ein unaufhaltsames Gleiten zum Abgrund; daß der letzte Todessturz nicht geschildert wird, wirkt wie ein müdes Verzichten auf das Selbstverständliche — bei Willam endet Versuchung,

Kampf und Unterliegen doch schließlich in Einkehr und Umkehr aus sittlichen, religiösen Kräften.

Willam ist es wirklich gelungen, die Geldentwertung mit ihren wirtschaftlichen und sittlichen Folgen in künstlerisch gestaltete Romanhandlung umzusetzen. Im Mittelpunkt steht ein alter, traditionsstolzer Bauernhof, reich an Grund und Boden, bis dahin reich auch an Kapital. Nun entwerten sich die Schuldscheine und Wertpapiere, und das weckt einen erbitterten Kampf zwischen Bauer und Bäuerin, der mit allen Mitteln bäuerlicher Diplomatie und Derbheit geführt wird. „Vor dem Krieg hätten wir für unser Geld wenigstens zehn Häuser kaufen können und dazu noch schöne, oder fünf Höfe von der Größe des unsrigen; jetzt bekämen wir für das gleiche Geld höchstens einen Brunnentrog. . . . Früher hätten wir das Vieh einer ganzen Alp aufkaufen können; jetzt trübe es auf die eingelösten Schuldscheine nicht einmal ein ordentliches Schaf“, so setzt der Bauer seiner Bäuerin auseinander. Aber wie kommt es zum Konflikt? Die Bäuerin meint: „Ich habe bei der Hochzeit dem Vater mein Vermögen in barem Gelde übergeben, und der hat gleich die angrenzenden Güter gekauft und den Hof um die Hälfte vergrößert. Die neuen Wiesen sind mein Besitz, wenn man einmal davon reden will, was mir und was dem Vater gehört. So sind die Schuldscheine eigentlich dem Vater allein zurückgegangen und ist nur er ärmer geworden.“ Noch hat der erwachsene Bub das Erstaunen über die mütterliche Belehrung nicht verwunden, da muß er vom Vater hören: „Wie ich geheiratet habe, brachte die Mutter ihr ganzes Vermögen in barem Gelde. Sie sagte zu mir: Tu, was du willst, wie mit dem eigenen! Um des lieben Friedens willen habe ich ihren Bitten nachgegeben und das Geld von ihr genommen, also gleichsam geliehen. Für das entlehene Geld habe ich für mich neue Güter gekauft. Aus dem ist klar zu ersehen: bei uns ist es mit der zunehmenden Geldentwertung eigentlich der Mutter allein schlecht gegangen. Sie hat das Vermögen verloren.“ Damit ist der Friede im Hause verloren, Vater und Mutter gegeneinander, beide werben um den großen Buben. Der Sohn verläßt mit dem Gluck des Vaters das Elternhaus, die Mutter siecht und stirbt, der Bauer verkauft den Hof, fällt aber einem Raubüberfall zum Opfer. Diese Unglückszufälle sind eine schwache Stelle in der Erzählung. Aber auch ohne sie wäre der Schluß in Reue und Umkehr motiviert. Neben dem zeitgeschichtlichen Einschlag der Geldentwer-

tung bietet der Roman in bunter Anschaulichkeit das Dorfleben mit seinen Idyllen und seiner Niedertracht, urdrollige Szenen bäuerlicher Diplomatie und bäuerlichen Zeremoniells, die ganze Bauernpsychologie mit ihren guten und bösen Seiten, die gerade in ihrer Verbindung ins Tragische wachsen.

Das Land unter dem Regenbogen.
Roman von Alfons Schrieck. 8° (298 S.)
Freiburg i. B. 1924, Herder. Geb. M 4.80.

Die Bedeutung dieses Romans liegt weniger in der künstlerischen Gestaltung als in der Idee, der Wirkabsicht. Der Verfasser ruft das deutsche Volk zur Einigkeit auf. Kulturelles und politisches Zusammenarbeiten von Adel und gewöhnlichen Sterblichen, von Reich und Arm, von Katholisch und Protestantisch, wird gepredigt. Das letzte vor allem. Träger dieser Idee ist der katholische Pfarrer Josef Hattaler von Graunsberg, der sie in seinem Kreise zu verwirklichen sucht, zunächst durch Versöhnung und Verbrüderung des katholischen Buttaltals mit dem protestantischen Blankenstadt. „Zwischen Blankenstadt und Graunsberg herrscht ein jahrhundertalter Zwist, der bisher beiden Teilen nur Schaden gebracht hat. Das Elend der Glaubensspaltung! Ein Volk aber, dem der innere Friede fehlt, kann bei der besten Veranlagung seine Mission nur halb erfüllen. Das stand bei dem Graunsberger Idealisten fest. Er suchte nun den großen Erlösergedanken für sein Volk, das er mit ganzer Seele liebte. Ein Phantast war er nicht. . . . Er wollte nur ein paar Tausenden das Glück des Friedens schaffen, nur ein Stücklein von Deutschland wollte er vom unseligen Bruderzwist heilen. Und da sah er als einigende Idee aller Volksschichten die Idee der Arbeit. . . .“ Diese Idee der Arbeit, des Schaffens kultureller Werte, verkörpert sich in dem Bahnbau, der Graunsberg mit Blankenstadt verbinden soll. Im Kampf gegen konfessionelle und wirtschaftlich egoistische Widerstände der Blankenstädter Bürger und des Blankenstädter feudalen Großindustriellen setzt der Pfarrer seinen Plan durch, freilich nur dank der Hilfe eines mit amerikanischen Reichtümern und amerikanischer Gerissenheit zurückgekehrten Graunsbergers.

„Ein Phantast ist er nicht“, wird des öftern von dem wort- und bilderreichen Pfarrer Hattaler versichert. Aber er ist es doch; und vermutlich wird er noch schwer enttäuscht werden, wenn er das Ende des Romans, der mit Kriegsausbruch schließt, einige Jahrzehnte überlebt. Gewiß sollen Katholiken und Protestanten

politisch und kulturell zusammenarbeiten; auf dieses Ziel mit zündenden Worten hinzuweisen, ist ein Verdienst des Romans. Aber darüber darf der Katholizismus nicht zu Kultur-Katholizismus werden und bürgerliche Toleranz gegen den Protestantismus nicht zur Verwischung katholischer Eigenart führen. „Ich meine“, sagt einmal der Graunsberger Pfarrer, „es gäbe keine Periode unserer Geschichte, die uns tiefer in die Herzen brannte als die Tat Luthers. Diese Tat ist geschehen, und man hat sich mit ihr unbedingt abzufinden um des Vaterlandes willen. Die Interessen sind wohl widerspenstig, aber gerade sie müssen hoch überragt werden von den geradezu heiligen Interessen der Volkseinheit. Es gilt umzulernen. Deutschland soll nicht weiter erfüllt sein von Narren der Begeisterung und Narren der Verachtung des Wittenberger Charakterschädels...“ Das klingt doch recht mißverständlich nach Erweichung auch der dogmatischen Intoleranz. Und wenn geschwärmt wird vom „Einbau des Gottgedankes als unerhörter Energiequelle in das qualmende, hämmernde, fauchende, ratternde Getriebe des Wirtschaftslebens“, wenn jede „religiöse Verfeinerung... als wirtschaftlicher Erfolg“ gepriesen wird, wenn der „Gottgedanke als wichtigstes der nationalökonomischen Produktionsmittel“ erscheint, so fühlt man sich an Predigten der Aufklärungszeit erinnert. — Ja, der Graunsberger Pfarrer scheint mir doch zu sehr zu schwärmen für Kulturarbeit und politische Volksgemeinschaft; die Erfahrung wird ihn wohl lehren, daß Religion, katholische Religion doch nicht zum wirtschaftlichen Produktionsmittel sich entadeln läßt.

Um die Scholle. Roman von Georg Julius Petersen. 8° (307 S.) Köln 1924, J. P. Bachem. M 4.50; geb. M 6.—

Um eine holsteinische Mühle geht der Kampf. Seit anderthalb Jahrhunderten sitzen auf der Mühle die Hoffsteens als Erbpächter, Eigentümer ist das Grafengeschlecht der Grotefeld. Alle fünfundzwanzig Jahre wird die Pacht wieder für ein Vierteljahrhundert erneuert. Eigene Herren auf ihrer Mühle zu werden, ist den Hoffsteens durch ein Überbleibsel aus der Feudalherrschaft, durch das Fideikommißrecht, verwehrt. Sie litten auch weiter nicht darunter, bis in dem schwerblütigen Christian der unbezwingliche Drang nach Freiheit, nach Vollbesitz der bewirtschafteten Scholle erwacht. Zu dramatischen Konflikten spitzt sich der Gegensatz zu, als der junge Graf Hans, der voraussichtliche Majoratsherr, der, mit Christian be-

freundet, dessen Gefühle versteht und billigt, im Kriege fällt, und damit der jüngere Knud, ein überheblicher Junker, erbberichtigt wird. Nach heißem Ringen hat in Christian die Abhängigkeit an die Heimat den Sieg über das Freiheitssehnen davongetragen; er hat sich in die Abhängigkeit vom Herrenhaus schon gefunden. Da verzichtet der alte Graf, der mit dem Adel der Geburt den Adel hoher Gesinnung vereint, auf sein Recht und trägt Christian als Patengabe bei der Taufe seines Erstgeborenen den Kauf der Mühle an. Er kommt damit der neuen Entwicklung, die mit den letzten Resten feudaler Rechtsverhältnisse aufräumt, aus freien Stücken zuvor. Fein beobachtet ist, daß Christians Vater ein Gefühl der Bestürzung über die neue Unabhängigkeit nicht los wird. „Ja, Hoffsteen, es mußte sein“, sucht ihn Graf Grotefeld zu beruhigen. „Wir beide hätten uns ein anderes Verhältnis als das bisherige nicht denken können. Wir sind ja beide alt geworden dabei. Wir trennen uns bewegten Herzens von der Vergangenheit. Aber es stürzt und kracht so manches, da mußte auch unser gegenseitiges Verhältnis berichtigt werden.“ — Dabei fehlt es ihm wahrhaftig nicht am Gefühl für die Sendung adeliger Geschlechter. „Glaubst du, man wird dadurch vornehmer, daß man sich von seinen nichtadeligen Mitmenschen absondert und die Erklusivität mit seiner Menschlichkeit bezahlt“, fragt er seinen jüngeren, dünnleuchtigen Sohn. „Adelsstolz liegt im Pflichtgefühl... Wir sind die Hüter der Tradition, ja der Geschichte...“

Die Liebe zur Scholle, die bei Christian aus der ererbten Abhängigkeit zum freien Besitztum drängt, zeigt sich in einer zweiten Form: den landentfremdeten Großstädter zieht es ins naturnahe Landleben. Mit großer Liebe ist die Entwicklung Prahls vom verbitterten Berliner Proletarier zum Siedler auf eigenem Gütchen geschildert. —

Es ist so erfreulich, daß es auch in einem modernen Roman gute Menschen gibt und nicht alles tragisch oder wenigstens beelendend ausgehen muß. Dazu kommt das ungemein sympathische Erzählertalent Petersens, das klare Anschaulichkeit mit Gemütswärme und Humor vereinigt. Eins von den wenigen Büchern, das man mit Genuß ein zweites Mal liest.

Der Totenwolf. Roman von Ernst Wiechert. 8° (257 S.) Regensburg 1924, Habbel & Naumann.

Die Umschlagszeichnung in Schwarz-Weiß-Rot mit dem Hakenkreuz läßt schon den Geist

dieses Buches ahnen. Viel ist die Rede vom „deutschen Menschen“, den die Zukunft bringen soll, dessen Wegbereiter der Totenwolf ist. Wolf von Wiedenfahl, Sproß eines niedergehenden Geschlechtes, wird aus Familie und Stadtkultur losgelöst, um in einem ganz der Wald- und Moornatur verbundenen Leben seine Sendung zu erleben. Er soll der Heiland des deutschen Volkes werden, es erlösen von der naturfernen Stadt-Zivilisation zur Gesundung in Wald, Feld und Moor, es erlösen von dem demütigen, knochenweichenden Christentum zu haßstarkem, heidnischem Germanentum. Zerstörung der „Leichen-Zivilisation“ und Ausrottung des Christentums erhofft er vom Weltkrieg, den er in den vordersten Reihen, bis zum bitteren Ende in einem wahren Blutrausch mitkämpft. Enttäuscht kehrt er zurück, findet die Entartung so schlimm wie je. Als ihre tiefste Wurzel will er das Christentum austrotten; dem Christentum schreibt er auch die Niederlage im Kriege zu. „Jetzt werde ich gegen Gott kämpfen“, eröffnet er der Frau, die ihn erzogen, „gegen den Gott der Nächstenliebe und Demut, gegen den Gott, der befohlen hat, seine Feinde zu lieben. Er hat die Waldseele zerstört. Ich will seine Städte zerstören, seine Kirchen, Gott und Götzen und Altäre.“ Was er nun tut, um dies titanische Ziel zu erreichen, ist eitel Schauspielerei. Am Buß- und Bettag erstürmt er den Altar. „Erbarme dich nicht!“ schreit er in jäher Wildheit, „erbarme dich nicht über die Demütigen und Kraftlosen. Geh fort aus dem Himmel, der dir nicht gehört, du Vernichter der deutschen Seele. Fort mit deiner Liebe und Demut! Der neue Gott wird dich austreiben. Seht ihr seine brennenden Augen über euch? Gesindel und Leichen ihr. . .“ Damit reißt er eine Kerze aus dem Leuchter und hebt sie über sein Haupt. Das endet damit, daß er niedergeschlagen wird und für Monate im Gefängnis zu büßen hat. Und sein Ansturm gegen die entartete Stadtkultur ist noch lächerlicher: Er steckt eine Schlemmerstätt in Brand; von den Erbitterten wird er tödlich verletzt. Da er sterbend gemahnt wird, zu Gott und zum Herrn Jesus Christus zu beten, sagt er hart: „Nein! Still — auch mir ist ein Himmel bereitet.“

Völliger Zusammenbruch scheint so das Ende des germanisch-heidnischen Heilandes zu sein. Das ist aber nicht die Idee des Dichters. Er sieht in Wolf von Wiedenfahls Geschick das Aufdämmern einer fernen Zukunft. Wolfs Sohn soll sein Werk weiterführen. Wolf selber sagt: „Ich werde nicht vollenden, aber den ersten Stein werde ich herausbrechen aus ihrem Tempel.

Er wird mich zerschmettern, aber das Knirschen des Mörtels wird nicht mehr aus ihren Ohren gehen, das Schwert über ihrem Nacken wird bleiben.“ Seine letzten Worte gelten dem Kinde: „Tränke ihn mit Haß, damit die Liebe ihn einstmals durchtränke. . . Einmal . . . der deutsche Mensch . . . vielleicht wird er in Liebe leben können. Aber durch den Haß muß er gehen, gepanzert, gegürtet, eisenklirrend. . . Nun bleiben diese drei, aber der Haß ist das Größte unter ihnen.“

Einmal ruft Wolf in eine Versammlung hinein: „Was wißt ihr, was ein Deutscher ist! Der Kampf war sein Gott, der Haß war sein Pfeil, der Wald war sein Haus.“ — Die Feindschaft gegen das Christentum ist die Ausprägung des heidnischen Charakters einer gewissen sich völkisch nennenden Bewegung; das Eintreten für ein naturnahes Leben im Gegensatz zur Stadt-Zivilisation ist ja ganz löblich, hätte aber nur Wert, wenn zugleich konkrete Möglichkeiten der Verwirklichung aufgezeigt würden. So schöne Schilderungen aus Wald und Moor der Roman enthält, muß er als Volksvergiftung abgelehnt werden.

Unter der Geißel. Das Trauerspiel eines Volkes. Ein Moselroman aus dem siebzehnten Jahrhundert, von Ludwig Mathar. 8° (452 S.) Rempten 1924, Kösel & Pustet. M 3.50, geb. M 4.70

Wem der „Totenwolf“ mit seinem germanischen Neuheidentum aus der Seele geschrieben ist, dem wird Mathars Hymnus auf christliche Feindesliebe ein Greuel sein. Das Buch ist denn auch von nationalistischen Kreisen erregt abgelehnt worden — wegen „allzu christlicher Einstellung“. „Was soll das?“ fragt ein deutsch-völkischer Kritiker empört. „Soll das heißen, daß die Lohe des Hasses nicht mehr brennt; daß es gilt, den französischen Unterdrücker, der in Christo Bruder ist, zu lieben? . . . Wir wollen nicht anrennen wider den höheren Standpunkt, der im Angesicht des Ewigen in jedem Menschen den Bruder erkennt. Nur hier gehört er nicht her! . . . Das Buch ist eine Tat, weil es in der Lohe des Hasses geboren ist.“

Das heißt aber Mathars Schilderungen aus der französischen Invasion unter Ludwig XIV. gründlich verkennen. So farbenglühend und leidenschaftsbewegt sie sind, nicht der Haß ist ihre Triebkraft, sondern der Wille, für den Aufruf zu Verzeihung und Veröhnung einen Hintergrund zu schaffen, den kein Einwand aus jüngst erlittenem Unrecht erreichen kann. Der Roman ist wirklich „ein Buch der Ver-

gangenheit und Gegenwart“, wie ihn die „Deutsche Rundschau“ genannt hat; darum gehört er auch in die Reihe dieser deutschen Zeitromane.

Hauptschauplatz ist Cochem, von den Franzosen besetzt, dann vom Reichsheer befreit, und schließlich wieder vom Feinde erobert. Hauptgestalt ist Maria Ursel, die schöne, hochgebildete, stolze Tochter des Ratssekretarius Schwang. Tragisch schuldig und unschuldig gleitet sie in die Katastrophe. Vermessen dem Konflikt sich aussetzend, bricht sie nach unsäglichen Seelenleiden zusammen: sie erkaufte das Leben ihres Vaters mit ihrer Mädchenehre, heimlich entschlossen, den unbarmherzigen Königsleutnant Du Saxis zu erdolchen. Hier macht sich nun der Einfluß des Vaters Martinus geltend, der als heiligmäßige Verkörperung der heroischen Forderungen des Christentums durch die ganze Erzählung geht. Maria Ursel verzichtet auf die blutige Rache; mehr noch, sie nimmt die furchtbare Buße in Liebe und Demut auf sich, die nach Vertreibung der Franzosen über die „Franzosenhure“ verhängt wird. Selbst dem Räuber ihrer Ehre verzeiht sie; beim Wiedereintrücken nach Cochem töd-

lich verwundet, stirbt er in ihren Armen, durch sie dem Himmel ausgesöhnt. Und um zu zeigen, daß nicht mit Sittlich-Religiösem nach irdischem Wohlergehen geangelt wird, läßt Mathar die entschünte Büßerin durch eine Franzosenkugel fallen.

Um den Sinn der Dichtung kräftig hervorzuheben, schickt Mathar ein poetisches Bekenntnis voraus. „... Auch ich bin durch die Lohe des Hasses geschritten. Auch ich knirschte waffenheischend wider die Knechtschaft. Auch ich rastete rachesinnend in meinen Fesseln. Auch ich verlernte die Liebe zum Feind, der in Christo Bruder ist. ... Das war meine Schuld. Dies Buch ist meine Buße.“

Das Buch ist nicht nur Buße. Es ist eine Tat. Nicht weil es in der Lohe des Hasses geboren wurde, sondern weil es ein mannhaftes Bekenntnis zum unverfälschten Christentum ist, zum Christentum, in dem allein echtes Menschentum und Volkstum geborgen ist gegen die Ausbrüche maßloser Selbstüberhebung und heidnischer Rachelust. Mathars Roman ist Kündler und Schrittmacher einer besseren Zukunft Europas.

Sigmund Etang S. J.



Gegründet 1865
von deutschen
Jesuiten.

Stimmen der Zeit, Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Herausgeber und Schriftleiter: Heinrich Cierp S. J., München, Veterinärstraße 9 (Fernsprecher: 32749). Mitglieder der Schriftleitung: J. Kreitmaier S. J., E. Koppel S. J., W. Peitz S. J. in Feldkirch, zugleich Herausgeber und Schriftleiter für Österreich, M. Reichmann S. J.

Postcheck-Konto der Schriftleitung: München 6900, Bankkonto der Schriftleitung in der Schweiz: Schweizerische Genossenschaftsbank in Basel, Postcheck-Konto V 3175.

Verlag: Herder & Co. G.m.b.H. Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau. Postcheck-Konto des Verlags: Karlsruhe 315, Basel V 2538, Wien 130337. Von den Beiträgen der Umschau kann aus jedem Hefte eine gegen Quellenangabe übernommen werden; jeder anderweitige Nachdruck ist nur mit besonderer Erlaubnis gestattet.